

Warum nicht?

oder

die drei Brüder.

In der schattigsten Laube des väterlichen Schloßgartens saß Junker Adolph auf einem bequemen Armstuhl, den ihm immer ein Bedienter nachtragen mußte, weil die hölzernen Bänke dem verzärteltesten Weichling zu hart waren. Er pflegte gern seines Leibes, und hatte schon, ungeachtet er erst zwölf Jahre alt war, einen guten Ansaß zur Gestalt eines wohlgenährten Prälaten. Essen oder schlafen — schlafen oder essen — war seine unabänderliche Tagesordnung. Er kam eben jetzt, ehe er sich in den Garten erhob, aus dem Bette, wo er gewöhnlich Mittagsruhe hielt, und machte sich nun frisch daran, ein großes Stück Kuchen zu schmausen, das ihm seine gnädige Mama, deren Augapfel er war, auf den Weg gab.

In derselben Laube, wo er sich niedergelassen hatte, beschäftigte sich Wilhelm, sein älterer Bruder, mit einer ihm von seinem Lehrer aufgegebenen Arbeit. Adolph sah schweigend und kauend ihm lange zu. „Leg’ doch die Feder

weg!“ begann er endlich mit träger Stimme: „Du wirst mit dem Dinge doch heute nicht fertig!“ —

„Warum nicht?“ fragte Wilhelm, ohne vom Papier aufzublicken. Adolph blieb die Antwort schuldig, weil es ihm zu unbequem war, das Gespräch fortzusetzen.

Indessen flackerte Gustav, der jüngere Bruder, wie ein Irrewisch im Garten herum, und machte Miene, einen hohen Baum zu ersteigen. „Ja, da wirst du eben hinaufkommen!“ gähnte Adolph ihm zu.

„Warum nicht?“ sagte Gustav, und nach zwei Minuten saß er in der Krone des Baumes.

„Warum nicht?! — warum nicht?!“ — spottete der Küchenesser seinen Brüdern nach. „Immer habt ihr das dumme, das unausstehliche Wort im Munde!“ —

Indem er so schalt, trat der Vater, ein reicher Landedelmann, hinter einer Buchenwand hervor, wo er unbenutzt seine Söhne belauscht hatte. „Herunter, du Wildfang!“ rief er: „Dahin gehört das Elchhorn und der Vogel, nicht der Mensch!“ — Der kleine Wagemuth stieg gehorsam von seinem grünen Throne herab. „Zisch aus!“ kreischte Adolph und schabte langsam mit dem rechten Zeigefinger auf den linken ein Rübchen.

„Gefegnete Mahlzeit!“ sprach der Vater und wandte sich lächelnd mit einer scherzhaften Verbeugung zum matten Spötter. „Im Großvaterstuhl und beim Küchenessen, mein Sohn, ist man freilich vor dem Halsbrechen sicher. Es gefiel mir aber nicht, daß du vorhin auf den Ausdruck: Warum nicht? so erzürnt warst. Ich nehme ihn gegen dich in Schutz. Er ist ein Ausruf des wahren Talents und der edeln Kühnheit; er ist ein Sporn, der den menschlichen Geist auf der Bahn der Tugend und des Ruhms vorwärts treibt! Wer treffliche Thaten und Werke nur an-

staunt, ohne dabei zu sich selbst zu sagen: warum du nicht auch? — der zeichnet sich gewiß nimmer in einer Kunst oder Wissenschaft aus, wird überhaupt in keinem Fache ein großer Mann! — Das Zauberwort: Warum nicht? begeistert den Weisen zu allem Schönen und Guten; wenn aber — das merke dir, Gustav! — wenn ein tollkühner Thor diese Formel zu seinem Wahlspruch macht, so ist sie eben so gefährlich, als ein geladenes Feueergewehr in der Hand eines Kindes.“

Einige Jahre nach diesem Auftritt ging Wilhelm auf eine Universität. Er war kein außerordentlich genialischer Kopf und fand in den Gebieten der Rechtswissenschaft und der schönen Künste manchen steilen Berg, den er mühsam erklimmen mußte. Viele andere Jünglinge, die mit ihm auf demselben Wege waren, schwangen sich auf den Flügeln ihrer stärkern Geisteskraft leicht hinüber; er aber verzweifelte oft an sich selbst und an der Möglichkeit, sie einzuholen. Diese Niedergeschlagenheit dauerte jedoch nur so lange, bis er zu sich selbst sagte: „Warum nicht?“ — Mit neuem Muthe beseelt, verdoppelte er dann seinen Fleiß, ersetzte dadurch, was ihm von der stiefmütterlichen Natur versagt worden war, und verließ die Akademie mit einem Schatz von Kenntnissen, den hundert Andere nicht aufzuweisen hatten, die zwar mit höhern Fähigkeiten begabt waren, aber Anstrengung scheuten.

Kurz darauf trat er in die Dienste des Staats und bildete sich durch rastlose Thätigkeit zu einem vorzüglichen Geschäftsmanne. Er bekleidete die verschiedenen Aemter, die ihm stufenweise anvertraut wurden, mit musterhafter Redlichkeit, zog stets das allgemeine Beste seinem Privat-

nutzen vor, suchte überall in seinen Wirkungskreisen Menschenwohl zu befördern, und besiegte alle Schwierigkeiten, die ihm aufstießen, durch den Talisman: Warum nicht? — Seine Verdienste blieben nicht unbelohnt und erhoben ihn endlich zum Staatsminister.

Als er schon, vom ganzen Lande verehrt und geliebt, diesem Posten vorstand, brütete Adolph noch hinter dem väterlichen Ofen und setzte sein unthätiges Pflanzenleben fort. Alle Bemühungen, den Dachs aus seiner Höhle zu bringen und ihn zu einer nützlichen Beschäftigung zu bewegen, waren fruchtlos. Man mochte ihm vorschlagen, was man wollte, es dünkte ihn zu schwer. Er ging nicht einmal auf die Jagd, was doch der bequemste Landadel nicht zu unbequem findet. Nur dann, wenn etwa lustige Köpfe den Zweifel erhoben, ob er einen gebratenen Hasen oder Truthahn allein verzehren könne, sprach er muthig: „Warum nicht?“ und sein tapferer Magen trug jederzeit über die Ungläubigen einen glänzenden Sieg davon. Unter solchen Heldenthaten (wozu er sich täglich durch einen zwölfstündigen Schlaf, die Mittagsruhe ungerechnet, Kräfte verschaffte) ward er alt und grau, und hieß noch immer im Hause und im Dorfe der junge Herr, wie man ihn seit fünfzig Jahren zu nennen gewohnt war.

Gustav lebte rascher. Er hatte Lust zum Kriegsstande und ward in seinem siebenzehnten Jahre Officier bei einem Regimente leichter Reiter. Ein Theil seiner Kameraden war ein wilder Schlag junger Leute, die sich Ausschweifungen aller Art erlaubten und darin Ehre suchten; er aber verdunkelte sie insgesammt in diesem Fache. Machten sie sich bisweilen Bedenken, irgend einen muthwilligen

Einfall, der schlimme Folgen befürchten ließ, auszuführen, so rief er hohnlachend: „Warum nicht?“ und brach fest den Lorbeer, der ihnen unerreichbar erschienen hatte. Sie klatschten ihm Beifall zu und mißbrauchten bei jeder Gelegenheit seine falsche Ruhmbegierde. Er unternahm blindlings die schlimmsten Dinge, sobald seine Freunde Mißtrauen äußerten, daß er Muth dazu habe.

Einst stieg er nach einem unmäßigen Trinkgelage mit seinen Zechbrüdern zu Pferde und sprengte vor's Thor. Sie ritten mit verhängtem Zügel über Stock und Block, und kamen endlich an einen breiten Graben, der ihrem Wettrennen Einhalt that. Die kühnsten Reiter unter ihnen behaupteten, kein Pferd sey im Stande, hinüberzusetzen. „Warum nicht?“ rief Gustav und gab seinem Gaul die Sporen. Das muthige Thier nahm alle Kräfte zusammen; aber unvermögend, die weite Kluft zu überspringen, stürzte es mit ihm so unglücklich, daß er ein Bein brach.

Durch diesen Schaden ward er nicht klug. Kaum geheilt, begann er sein wüstes Leben von Neuem. Doch die Liebe, die schon manchen Wildfang zähmte, legte auch ihm jetzt einen Zügel an. Rosalie, die schöne und kluge Tochter eines wackern Edelmannes (der nahe bei Gustavs Garnisonsstadt einen Rittersitz bewohnte) gewann über den Wüßling so viel Gewalt, daß er ihr, wenn sie ihn von Thorheiten abmahnte, wie ein Kind folgte. Dieser Gehorsam ward durch Gegenliebe belohnt, und es hatte den besten Anschein, daß sich Rosaliens Zögling in ihren Gemahl umwandeln werde. Aber ein neidischer Nebenbuhler, der Kammerjunker M**, suchte ihn, wo es nur möglich war, zu seinen vorigen Ausschweifungen wieder zu verleiten, um ihn dadurch bei dem Fräulein verhaßt zu

machen. Jenes gelang ihm endlich auf eine schreckliche Weise.

An einem schönen Sommertage machte Gustav mit Rosalien und ihren Eltern eine Spazierfahrt, bei welcher sich auch der Kammerjunker zur Gesellschaft aufdrang. Sie fuhren nach einer Gegend, die durch Ruinen einer alten Ritterburg viel romantische Anmuth erhielt. Auf einer Felsenklippe, die sich über einen Abgrund erhob, ragten die schmalen, zackigen Trümmer eines halbverfallenen Thurmes gleich einer langen Feuerleiter hoch in die Luft empor und fesselten jedes Auge. Man fand dort immer Leute, die sich an dieser Ansicht ergöhten; aber seit Jahrhunderten war es keinem Menschen in den Sinn gekommen, an dem verwitterten Thurmgerippe emporzusteigen. Der Kammerjunker warf die hinterlistige Frage auf: ob dieß wohl möglich sey. — „Warum nicht?“ erwiderte Gustav. Jener behauptete nun mit höhnischem Lächeln das Gegentheil, und trieb dieß absichtlich so lange, bis Gustav, durch diesen hartnäckigen Widerspruch erhitzt und beleidigt, zum Felsen hinslog, um sein Wort durch die That geltend zu machen. Rosalie und ihre Eltern baten ihn dringend, dieses gefährliche Wagestück zu unterlassen; aber er hörte nicht, kletterte wie eine Katze an dem zerstörten Gemäuer hinauf, erreichte glücklich die Spitze und stellte sich auf einen Kragstein, der sich wie der Arm eines Wegweisers über den Abgrund hinstreckte. Indem aber hier der Berwegene triumphirend den Hut schwenkte, riß sich der lockere Stein unter seinen Füßen von der Mauer los und stürzte mit ihm in die Felsentiefe hinab. Rosalie und ihre Eltern eilten mit Entsetzen dem Verunglückten zu Hülfe. Doch keine Rettung war möglich; man fand ihn zerschmettert.

Lange Jahre nachher besuchte Wilhelm einst seinen Vater, und sie lustwandelten mit einander im Garten. „Erinnerst du dich noch, mein Sohn,“ sprach der achtzigjährige Greis, „daß ich eines Tages — es werden nun wohl vierzig Jahre her seyn — auf der Stelle, wo wir stehen, deinen Ausdruck: Warum nicht? gegen Adolph vertheidigte? — O, wie wunderbar erfüllten diese zwei Worte, was ich damals gleichsam von ihnen weissagte! Dich erhoben sie auf die höchste Stufe der Ehre; Gustaven stürzten sie in ein frühes Grab, und Adolph, dem sie ein Vergerniß waren, blieb bis diesen Augenblick eine unnütze Last der Erde. — Erzähle, mein Sohn, deinen Kindern Gustavs warnende Geschichte, und stelle dich als Gegenbild auf, damit auch ihnen dein edles Warum nicht? eine Triebfeder der Tugend und Thätigkeit werde!“ —